**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 86. **Freitag** den 16. Februar 1900. **94. Jahrgang.**

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 16. Februar.

Nachdem der **Reichstag** gestern die zweite Lesung des Colonialetats durch Bewilligung einer weiteren Rate für die Eisenbahn von Swakopmund bis Windhoek und durch Ablehnung der Forderung von 1,7 Millionen Mark zur Erwerbung eines Grundstückes für ein Dienstgebäude der Colonial-Centralverwaltung erledigt hatte, ging er zum Etat des Reichseisenbahnamts über und verwendete einige Stunden auf eine Debatte, die allem Anscheine nach nicht das geringste Resultat haben wird. Es handelte sich um die Personentarif-Reform, die schon seit der Zeit des seligen Maybach in Aussicht gestellt worden, bis jetzt aber ein frommer Wunsch geblieben ist und bei der Lage der Dinge durch Reichstagsverhandlungen und -Beschlüsse auch nicht gefördert werden wird. Aufgerollt wurde die Frage durch die freisinnigen Fractionen, die in einer Resolution ihr Verbilligungsprogramm dem Hause zur Genehmigung vorlegten, unbekümmert darum, ob sie dadurch die Schwierigkeiten, welche die zur Zeit zwischen den deutschen Eisenbahnverwaltungen verhandelte Tarifreform zu überwinden hat, vermehrten, statt sie zu vermindern. Herr v. Thielen, der als der Chef der Verwaltung der reichsländischen Eisenbahnen zugegen war, zögerte nicht, als preußischer Eisenbahnminister Rede zu stehen. Die geplante Reform, die eine Vereinfachung durch Beseitigung aller Begünstigungen, wie Rückfahrkarten, Rundreisehefte, Kilometerhefte u. s. w. anstrebt und eine Ausgleichung durch entsprechende Herabsetzung des Preises der einfachen Fahrkarte bieten will, ist in den Grundzügen wiederholt parlamentarisch erörtert worden und sowohl in den Einzellandtagen wie im Reichstage hat man erkannt, daß ein Reformbedürfniß mehr in der Richtung auf die Vereinfachung, als auf Herabsetzung des Tarifs vorliegt. Wenn trotzdem für die breiteren Bevölkerungsschichten eine erhebliche Verbilligung herauskommt, so ist es am wenigsten verständlich, warum gerade die „freisinnigen" Fractionen die Begünstigungen conserviren wollen. Diese unbekannten Gründe wurden auch durch die Abgg. Müller-Sagan und Schrader nicht klar; von dem Letzteren erfuhr man nicht viel mehr, als daß er für die „schönen" Privatbahn-Zeiten schwärmt. In dieser Beziehung konnte ihm der Minister v. Thielen, der auch einmal Directionsmitglied einer Privateisenbahn gewesen ist, die Erinnerung einigermaßen auffrischen. Man nehme, meinte der Herr Minister, nur einmal den ehemaligen Tarif der Anhalter Bahn oder auch der Rheinischen zur Hand! Die Privatbahnen hatten recht weite Grenzen für die Tarifformirung und verfuhren unbehelligt nach dem finanziellen Interesse der Gesellschaft. Dagegen sind seit dem Verstaatlichungen Ermäßigungen namentlich der Gütertarife eingetreten, deren Betrag sich jährlich auf 100 Millionen Mark berechnet. Gegen eine Verminderung der Einnahmen im gegenwärtigen Augenblick machte der Minister namentlich geltend, daß in Folge der starken Materialbeanspruchung eine Steigerung der Ausgaben eingetreten ist, der die Eisenbahnverwaltungen nicht ohne Sorge gegenüberstehen. Bezüglich des Gelingens der Reform äußerte sich Herr v. Thielen nicht allzu zuversichtlich. Die tiefgreifenden Verschiedenheiten in den Tarifeinrichtungen Süd- und Norddeutschlands machen die Ueberbrückung des Mains in dieser Beziehung schwer. Eine Hauptschwierigkeit scheint namentlich in der vierten Classe zu liegen, die Preußen nicht aufgeben und die man im Süden nicht annehmen mag. Daran wird auch durch die beantragten Resolutionen nichts zu ändern sein, über die Hans erst bei der dritten Lesung abstimmen wird.

Obgleich die Gegner der **Flottenverstärkung** mit allem nur denkbaren Mitteln ihre Agitation betreiben und besonders jeden kleinsten Fehler der Freunde der Flottenvorlage für ihre Zwecke ausnutzen, vergeht kaum ein Tag, an dem nicht über eine neue Ungeschicklichkeit eines dieser Freunde berichtet würde. So liegt heute ein Bericht über eine seltsame Rede vor, die der katholische Divisionspfarrer Dr. Pörtner aus Straßburg in Düsseldorf in einer Versammlung des Deutschen Flottenvereins gehalten hat und die zur Abwehr herausfordert. Dr. Pörtner hielt es nach seiner ausdrücklichen Erklärung nicht für seine Aufgabe, die Nothwendigkeit der Verstärkung unserer Flotte vom wirthschaftlichen, industriellen und militärischen Standpuncte aus darzuthun, sondern erörterte jene Momente der Flottenfrage, „welche aus der Seele des deutschen Volkes heraus und aus dem Willen des deutschen Kaisers auf die Nothwendigkeit einer starken Flotte für Deutschlands zukünftige Entwickelung hinweisen". Für die Art, in der Dr. Pörtner das so gestellte Thema behandelte, ist der nachstehende Satz kennzeichnend:

„Wenn wir . . den Landesfürsten wirklich als von Gottes Gnaden uns gegeben ansehen, wenn wir unseren Kaiser als unseren Landesvater betrachten, ihn als solchen in kindlicher Treue und Verehrung hochachten und lieben, wenn wir annehmen, daß in dem Verhältnisse des Kaisers zu seinem Reiche der gleiche harmonische Zug liegt, wie in dem eines Vaters zu seiner Familie, dann sehen wir wahrlich die Verpflichtung nicht als auffallend, sondern als gerechtfertigt, ja heilig an, den Willen des Kaisers zu respectiren."

Die Verpflichtungen des deutschen und des preußischen Staatsbürgers gegenüber dem Kaiser und dem Könige sind umschrieben in der Reichsverfassung und in der Verfassungsurkunde für den preußischen Staat. Diese Verpflichtungen gehen in ausreichendem Umfange dem Kaiser und dem Könige, was des Kaisers und Königs ist. Ueber sie hinaus auf Grund mystischer Tüfteleien über Gottesgnadenthum und Reichsfamilienvaterschaft neue Pflichten des Gehorsams zu construiren, widerstreitet ebenso der deutschen und der preußischen Verfassung, wie es die Sache der Flotte schädigt. Phantastereien solcher Art führen lediglich Wasser auf die Mühle Derjenigen, die fälschlich behaupten, daß die Frage der Flottenverstärkung mit absolutistischen Neigungen zusammenhänge und dazu benutzt werden solle, nicht nur den Reichstag, sondern auch den Bundesrath um ihre verfassungsmäßigen Rechte zu bringen. So gewißdem deutschen Flottenverein derartige Tendenzen fernliegen, so wenig sollte er sich der Verpflichtung entziehen, in dieser Richtung nirgends falsche Vorstellungen aufkommen zu lassen. Der Deutsche Flottenverein thäte daher gut, wenn er Herrn Dr. Pörtner in aller Form desavouirte; und für die Zukunft müßte der Deutsche Flottenverein sorgfältiger als bisher die Redner, welche die Flottensache vertreten, auswählen, damit Entgleisungen, wie die in Rede stehende, vermieden werden. An der Ausnützung der letzteren werden die Gegner der Flottenverstärkung allesammt es nicht weniger fehlen lassen, als z. B. die „Köln. Volksztg.", der wir den obigen Wortlaut der Pörtner'schen Ausführungen entnommen haben.

---

Als vor etwa sechs Wochen das militärische „Experiment" gemacht wurde, ein **russisches Armeecorps nach Kuschk** zu befördern, geschah dies, der russischen Presse zufolge, weil Rußland wegen des anscheinend nahe bevorstehenden Todes des Emir Abdurrahman auf alle Eventualitäten vorbereitet sein müsse, und weil auch die jüngst unter indischen Grenzstämmen hervorgetretene Unzufriedenheit Vorsichtsmaßregeln nöthig mache. Neuerdings ist nun noch ein zweites Armeecorps von Merw in südlicher Richtung nach der afghanischen Grenze befördert worden. In Londoner politischen Kreisen nimmt man indeß, wie der „Münch. Allg. Ztg." von dort geschrieben wird, keineswegs an, daß Rußland in nächster Zeit einen Einfall in Afghanistan zu machen beabsichtigt. Man hebt vielmehr hervor, es sei seit Jahren eine russische Gewohnheit, Demonstrationen gegen Afghanistan zu machen, während in Wirklichkeit die Petersburger Regierung ihre aggressive Thätigkeit auf ein ganz anderes Ziel richtete. Im gegenwärtigen Fall, so wird weiter ausgeführt, handelte es sich für Rußland einfach darum, die Blicke Englands auf Afghanistan zu fixiren, um in Persien um so ungestörter arbeiten zu können. Die Verhandlungen betreffs des Finanzabkommens mit der Regierung des Schah waren in der That so vollkommen geheim gehalten worden, daß die vollendete Thatsache die ganze Welt — am meisten aber England — überrascht hat. Die britische Regierung ist sich natürlich sofort in vollem Maße bewußt geworden, eine wie ernste Lage dadurch für Indien und das britische Reich geschaffen worden ist, und sie ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie irgend einen wirksamen Schritt thun muß, um zu verhindern, daß nicht auch in Süd-Persien über „britische Interessen" einfach zur Tagesordnung übergegangen wird. Die russische Politik hält ihre Ziele unverwandt im Auge und verfolgt sie mit Ruhe und Consequenz. Eines der vielen Ziele, auf die sie beharrlich hinstrebt, ist die persische Küste. Es ist klar, daß eine Ansammlung von Truppen in Kuschk mit Bezug auf die Verwirklichung der russischen Pläne in Persien ihre sehr wesentliche Bedeutung hat. Denn von Kuschk aus können diese Streitkräfte sehr leicht für Zwecke in Persien verwandt werden. Diese russische Armeedemonstration beabsichtigt die Londoner Regierung durch die Entsendung eines Geschwaders in den Persischen Golf zu beantworten.

## Der Krieg in Südafrika.

Von der gesammten englischen Presse wird fortgesetzt der **Einmarsch Lord Roberts' in den Oranjefreistaat** mit Artikeln offenster Herzerleichterung begrüßt, die mit rückschauenden Einleitungen die neuesten Ereignisse in Zusammenhang mit der bisherigen Sachlage bringen, sie erklären und mit Hoffnungen, Wünschen und Speculationen für den weiteren Verlauf begleiten. Man stellt mit Befriedigung fest, daß Roberts über vier Infanterie-Divisionen, die erste aus den früher in Südafrika stehenden Einheiten zusammengestellte, die neunte, die sechste und die siebente, und fast 7000 Reiter verfügt. Man nimmt an, daß die Boerenstellung bei Wagerafontein im weiteren Verlauf des Vormarsches (Umgehungsversuch in nordnordöstlicher Richtung auf Kimberley zu) unhaltbar und die Boerenmacht gleichzeitig von dem Marsche auf Bloemfontein abgedrängt, auch sonst in der Flanke bedroht werde. Ein Treffen erwartet man nicht vor heute (Freitag), Nachricht über das Ergebniß etwa Sonntag oder Montag.

Nach der „Köln. Zeitung" hätte Lord Roberts zu seinem Vorstoß etwa in der Hand: sieben bis acht Brigaden Infanterie (28 000 Mann), sechs Cavalerieregimenter (2400 Säbel), 4000 Mann berittene Infanterie und mindestens 90 Geschütze. Wieviel dieser stattlichen Macht die Boeren, über die Piet Cronje den Oberbefehl führt, entgegenstellen können, ist noch weniger zuverlässig zu ermitteln, es mögen 10 000, 20 000, mit der Zeit vielleicht gar 30 000 Mann sein. Das Gelände bei Modder-River ist von dem Treffen von Magersfontein am 11. December, in dem sich die Hochländerbrigade vor den Schanzen der Boeren verblutete, bekannt; noch heute halten Briten wie Boeren dieselben Stellungen besetzt. Das ganze Positionsbild nördlich des Modder erinnert an einen Bogen, dessen Krümmung die boerische Stellung und dessen Sehne die Stellung der Briten bildet. Wie der auf den Bogen aufgelegte Pfeil zieht die Bahnlinie sich mitten durch beide Stellungen hindurch nordwärts nach dem etwa 30 km von den britischen Vorposten gelegenen Kimberley. Dieses allgemeine Bild verschiebt sich im Einzelnen zum Vortheil der Boeren, und bei ihrem Frontalangriff am 11. December erkannten die Engländer, daß die von den Boeren besetzten Höhen derart gelagert waren, daß ihre Truppen in die Stellung des Gegners wie in einen Sack hineinmarschirten und dem Kreuzfeuer der boerischen Scharfschützen erlagen. Da seitdem die Boeren diese natürliche Festung noch erheblich verstärkt haben, so darf man wohl annehmen, daß Lord Roberts wegen des dabei unausbleiblichen Verlustes an Menschenleben einen neuen Angriff in der Front nicht versuchen wird. Die „Erkundung", die General Macdonald vor Kurzem nach Westen nach dem Koodoesberge unternommen hat, scheint ferner gelehrt zu haben, daß eine Umgehung der Boeren auf dieser Flanke unmöglich ist; wahrscheinlich war daher von vornherein, daß Feldmarschall Roberts eine Umgehung des linken Flügels der Boeren nach Osten versuchen würde. Hier liegt 16 km ostsüdöstlich vom Lager am Modder der von etwa 250 Boeren bewohnte Ort Jakobsdal, wo die Boeren große Vorräthe angehäuft haben. Zum Schutze dieses Depots haben die Boeren zwischen dem Modder- und dem Rietfluß auf der Straße Spytfontein-Jakobsdal starke Feldbefestigungen errichtet. Im Allgemeinen aber ist das Gelände hier im Osten flacher, und Ortskundige behaupten, daß ein Versuch, Kimberley zu entsetzen, mit Aussicht auf Erfolg nur von dieser Seite aus unternommen werden könne. An der Stelle, wo die Bahn bei der Station Modder River den Fluß überschreitet, mündet der in nordwestlicher Richtung strömende Modder in den Rietfluß, der seinerseits bis zu dieser Flußgabel im Allgemeinen die Richtung von Südosten nach Nordwesten beibehält, um von hier aus nach Westen dem Vaalflusse zuzuströmen.

Soweit sich jetzt aus den spärlichen Nachrichten ein Ueberblick gewinnen läßt, scheint es, daß Feldmarschall Roberts in einer weit nach Südosten ausholenden Bewegung den Rietfluß südöstlich von Jakobsdal, dort, wo dieser in einer scharfen Biegung gradeswegs nach Süden fließt, überschritten und dann, Jakobsdal westlich liegen lassend, in nordöstlicher Richtung gegen den Modder und über diesen hinaus vorgegangen ist. Zur Deckung seines Rückens und seiner Flanke und um die Boeren in der Front bei Spytfontein und Wagerafontein festzuhalten, ist offenbar Lord Methuen mit seiner Division bei der Station Modder River stehen geblieben, so daß Lord Roberts, was wenigstens die Infanterie angeht, nur frische Truppen gegen den Feind führt. Sie scheinen von der Hitze mehr gelitten zu haben, als durch das Feuer der Boeren, denn es wird ausdrücklich berichtet, daß die Cavallerievorhut unter French nur geringen Widerstand fand. Es war zu er-

---

# Feuilleton.

6]

## Hans Eickstedt.

Roman in zwei Bänden von Anna Maul (M. Gerhardt).

Nachdruck verboten.

„Das Fräulein Trudchen wird ja wohl immer ein Fräulein bleiben", meinte Luise treuherzig.

„Woher wissen Sie das?" rief Gertrud lachend.

„Ach, das weiß ich schon; Sie wollen ja keinen Mann. Fräulein Trudchen haben sich niemals nach den jungen Herren umgesehen."

„Weiter fehlte auch nichts", bestätigte Gertrud. „Aber was ist das für dummer Schnack, Luise? Sie denken wohl selber ans Heirathen? Nur heraus mit dem Geständniß."

Luise hatte die Finger vor den Augen und wollte sich vor verschämten Lachen ausschütten.

„Na, Luise", begann Gertrud wüthend, die Hände auf dem Rücken, „ich hoff' doch, Sie werden sich nicht an einen dummen Bengel verplempern. Das wär' ja unverzeihlich. Sie haben eine schöne Stellung und können sich was ersparen. Sie bringen sich viel besser allein durch als mit Mann und Kind. Man hat Ihnen Zulage versprochen —"

„Siebzig Thaler will die Frau Geheimräthin geben, und mitnehmen will sie mich im Sommer ins Bad, aber „Nein" hab' ich gesagt, gnäd'ge Frau, und wenn's hundert wären —"

„Also Sie haben schon gekündigt? Sie verdienen Prügel, Luise."

„Aber 's ist doch solch' 'n ordentlicher Mensch, Fräulein Trudchen!"

„Wer und was ist er denn? Wo haben Sie ihn kennen gelernt?"

„Maurer ist er, und kennen gelernt hab' ich ihn bei der Amalie, wo in Ebling bei Superintendents diente, und hat sich hierher verwechselt nach Berlin und dann hier geheirathet. Bei der hat der Ludwig Schlafstelle. Und die kennt ihn doch, daß er seine Arbeit hat und seinen guten Verdienst und daß er nicht trinkt."

„Das ist doch die Hauptsache", erklärte Gertrud sachverständig.

„Die Amalie hat 'nen kleinen Grünkram, wissen Sie, Fräulein Trudchen, Milch und Vorkost und Käse und Bier und 'ne Wäscherolle. Der Mann arbeitet beim Röhrenlegen. Die ist ja auch soweit ganz zufrieden. Leicht hat sie's gerade nicht, und das Kind ist auch schon da, aber man will doch nicht sein Leben lang dienen."

„Wann soll denn nun die Hochzeit sein?" fragte Gertrud.

„Ach, noch lange nicht. Zum Sommer verreisen Geheimraths, bis dahin bleib' ich. Wenn Fräulein Trudchen dann möchten die Güte haben und möchten mir helfen die Möbel kaufen für die gute Stube — Fräuleinchen verstehen doch besser, wie so was muß sein, als wie unsereins."

„Gewiß, dabei helfe ich, wird mir eine Ehre sein", versicherte Gertrud. „Haben Sie denn ein hübsches Stümmchen an die neue Einrichtung zu werden?"

„Mein Sparcassenbuch wird eingeläßt, und dann muß es reichen. Nachher will ich lernen Maschinennähen, denn daß ich Aufwartestellen annehme, das will mein Ludwig nicht leiden."

„Nun, Luise, ich wünsche Ihnen recht viel Glück — und daß Ihr Ludwig sich als braver Mann bewähren möchte", sagte Gertrud und reichte dem Mädchen die Hand. Dieses drückte ihre Lippen darauf und ließ ein paar Thränen darauf niederfallen.

„Manchmal ist mir ja, als thär' ich in mein Unglück rennen", sagte sie, plötzlich sehr kleinmüthig. „Aber nun habe ich Ja gesagt, und der liebe Gott wird ja wohl weiterhelfen."

„Verlassen Sie sich aber nicht allein auf den lieben Gott, sondern auf Ihre eigene gesunde Vernunft, Luise, denn die hat der liebe Gott Ihnen gegeben, damit Sie sie brauchen sollen, das ist seine Hilfe", ermahnte Gertrud sehr ernsthaft.

Nachdem Luise fortgegangen, warf Gertrud sich auf das Sopha. Im Stübchen war es dämmerig geworden, die Lichter aus den gegenüberliegenden Fenstern der Seiten- und Quergebäude blickten durch die geschlossenen Gardinen. Gertrud fühlte ein dumpfes Kopfweh und hätte gerne eine Viertelstunde geschlafen. Aber jeder Schritt in dem schmalen Corridor, auf den ihr Zimmer mündete, jedes laute Wort, das in den Nebenräumen gesprochen wurde, fiel wie ein Hammerschlag auf ihre Nerven. Jetzt begann überdies eine der Hochschülerinnen drüben ihre Uebungen auf dem Piano. Gertrud kannte diese ewig wiederholten Passagen aus Cramer's Etuden nur zu genau, es war wie das unausgesetzte Schaukeln eines festgebundenen Bootes im Fahrwasser eines großen Dampfers. Es machte seekrank, ohne daß man auf hohe See kam.

An Einschlafen war jetzt nicht mehr zu denken. Aber ein müdes Träumen umfing Gertrud, in dem allerlei Gedanken und Bilder auftauchten und arabeskenhaft verschlungen ineinanderflossen.

„Sie werden immer ein Fräulein bleiben." —

Die unverschämte Prophezeiung hatte einen heimlichen Stachel, der im Fleische festsaß und nachträglich zu brennen und zu schmerzen begann. Und was wäre es denn, wenn Luise Recht behielte. — Doch nur, was Gertrud selber sich oft genug gesagt, was sie aus freiem Willen für sich erwählt hatte. War es also kein freier Wille, fehlte es ihr an der Gabe, zu gefallen, die Männer zu fesseln? — Warum aber. — Weil sie verschmähte, um ihre Gunst zu buhlen? — Ja, wenn das Bedingung war . .

Käthe war die Jüngere und weder hübscher noch klüger als Gertrud, — warum sich nicht offen eingestehen, was doch Thatsache war. Freilich, wenn Gertrud gewollt hätte — Theodor Kunder hatte sich anfangs viel mehr um sie bemüht als um Käthe. Aber sobald er anfing, warm zu werden, war sie kühl geworden — eiskalt. — Später, als er sich mit Käthe verlobt hatte, waren sie wieder die besten Freunde geworden. An Freunden hatte es Gertrud überhaupt niemals gefehlt, aber lieben —? Wem war sie denn in ihrem Leben schon begegnet, der es werth war, von ihr geliebt zu werden? Unter den Elbinger Herren hatte es keinen einzigen gegeben, dessen Nähe ihr das Herz schneller schlagen machte — vielleicht — war dies Herz auch wirklich gar nicht darauf eingerichtet . . . .

Sehr merkwürdig, daß Eickstedt sofort bei der ersten Begegnung mit Vera von Martini Feuer gefangen hatte. Einer verheiratheten Frau — er hatte ihr jedenfalls nachgespürt — schwerlich war das Zusammentreffen in der Leipziger Straße reiner Zufall gewesen. Aber wie sie ihn auch angeblickt, angelächelt hatte — „Einen Mann verrückt zu machen — zum Verbrecher zu machen", hatte er gesagt.

Freilich, wenn eine verheirathete Frau solche Blicke für fremde Männer hat, dann muß etwas in ihr glühen, ein fieberndes Begehren, ein unersättliches Glücksverlangen — —

Ist das einfach verabscheuungswürdig? Oder ist es das, was der Schönheit des Weibes den eigentlichen Reiz verleiht, sie unwiderstehlich macht und den Willen des Mannes ihr unterwirft? — Ist das die Naturmacht, die sich im Weibe verkörpert, das Dämonische, Göttliche, Verhängnißvolle?

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Sie werden immer ein Fräulein bleiben."

Aber das war ja längst beschlossene Sache. Hatte sie nicht ihre Kunst?

Ihre Kunst! — Ach ja, — Aber wenn die Kunst das Leben ausfüllen soll, muß sie ihren Jünger weihen mit dem Kusse des Genius, ihn über die Masse der Stümper, die ihr Leben lang über die untersten Stufen in ihres Tempels Vorhof nicht hinwegklimmen, emportragen, hoch, hoch! —

Ob Eickstedt ganz vergessen, daß er sich bei ihr angemeldet hatte?

In den ersten Tagen nach jenem unvergeßlichen Spaziergang im Thiergarten hatte Gertrud immer Blumen mit nach Hause gebracht und ihr Zimmerchen festlich geschmückt. Dann hatte sie das welkende Kraut fortgeworfen und Alles genau so geordnet wie gewöhnlich.

Sie war ihm ja nur so von ungefähr wieder in den Weg gelaufen. — Er war eine impulsive Natur — hatte im Augenblick das Bedürfniß gehabt, sich auszusprechen — es hatte ihn nach einer treuen Seele, einem theilnehmenden Schwesterherzen verlangt . . . .

Und sie —? Sie hatte sein Bild in sich herumgetragen, der Ton seiner Stimme hatte in ihrem Innern wiedergehallt, zu jeder Stunde, zu jeder Minute . . . .

Und die Nachmittage, die sie ihm zur Verfügung gestellt, waren ein Auf und Nieder holder Erwartung, brennender Sehnsucht, leidvoller Enttäuschung gewesen.

„Ach, warum sollte sie ihn nicht lieben? Warum sollte sie sich nicht eingestehen, daß es kein Glück auf der Welt giebt, außer seiner Liebe!

### Sechstes Capitel.

Aus ihren Träumereien, über denen sie vielleicht wirklich ein wenig eingeschlummert war, schrak Gertrud plötzlich auf. Es klopfte an die Thür — und diese Stimme —

„Ja wohl, ich bin zu Hause, Fräulein Eva", rief sie und eilte zur Thür. „Doctor Eickstedt, bitte, treten Sie ein!"

„Gott, Sie haben es ja noch ganz finster, Fräulein Pilgrim!" lachte das junge Mädchen und reichte ihr eine Karte. „Sie haben geschlafen, nicht wahr? Beinahe hätt' ich Herrn Doctor abgewiesen. Warten Sie, ich bringe die Lampe."

„Danke, Fräulein Eva! Meine Lampe ist in Ordnung. Sehen Sie, jetzt ist's hell."

Ein Zündhölzchen flammte auf, dann entwickelte der Docht der Stearinkerze ein bescheidenes Licht. Eickstedt trat in die Thür, den Paletot über dem Arm, den Hut in der Hand, in tadellosem Gesellschaftsanzug.

„Verzeihen Sie mein Eindringen, Fräulein Pilgrim", bat er. „Wollen Sie mir ein Halbstündchen opfern?"

Sie kam ihm entgegen, reichte ihm die Hand und nickte lächelnd, ohne zu antworten.

„Ich will nicht stören", sagte der Backfisch schnippisch, ging und zog die Thür mit ausdrucksvollem Klappen hinter sich zu.

Jetzt brannte auch die Lampe. Gertrud hing einen Papierschleier darüber, der den Lichtkreis in zartrosa Dämmerschein tauchte, entfernte ihn aber wieder.

„Nein, wir wollen uns nicht besser machen, als wir sind, meine Bude und ich. Setzen Sie sich, Doctor Eickstedt. Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie Wort halten. Fast hatte ich schon die Hoffnung aufgegeben."

„Einmal war ich schon an Ihrer Thür", erwiderte Eickstedt. „Da fiel mir's zum Glück noch ein, daß es nicht der rechte Abend war. Stimmte der Tag, so fehlte die Stimmung. Sie

SLUB
Wir führen Wissen.